

Nach mehr als 40 Jahren sehen sich ehemalige Heimkinder und Dorfkinder beim Klassentreffen wieder

Reise in die schwierige Vergangenheit

Die wenigsten haben sich in der Zwischenzeit gesehen, für die meisten ist es das erste Treffen in Feldkirchen nach mehr als 40 Jahren: Überschwänglich gerät deshalb auch so manche Begrüßung, mit der sich die Klassenkameraden von einst in die Arme fallen – nachdem sie herausgefunden haben, wer der oder die andere jetzt gerade ist.

Immer wieder kreisen Fotos von damals; man vergleicht, lacht, umarmt sich oder klopfst sich gegenseitig auf die Schulter: „Du hast Dich aber kaum verändert!“, sagt der eine, während es aus der anderen Ecke der Gruppe tönt: „Dich hättest ich nicht mehr erkannt!“ Wolfgang Romberger beispielsweise hat das alte Klassenfoto mitgebracht und zeigt immer wieder auf den Buben in der obersten Reihe, vierter von links.

Getrennte Pausenhöfe

Was dieses Treffen einigermaßen ungewöhnlich macht, ist, dass der eine Teil der Kinder Anfang der sechziger Jahre im Heim untergebracht war, während der andere in seinen Familien im Dorf lebte. Lediglich im Unterricht an der Feldkirchener Gemeinschaftsschule waren sie vereint, die „Heimkinder“ und die „Dorfkinder“. Freilich mit einer gravierenden Einschränkung: Für die Evangelischen und die Katholischen gab es damals getrennte Pausenhöfe.

Doch diese konfessionelle Trennung gehört mittlerweile der Vergangenheit an: Das Klassentreffen beginnt mit einem gemeinsamen Gottesdienst in der evangelischen Kirche. Ganz instinktiv haben sich fast alle Männer auf die rechte Bankseite gesetzt und die Frauen auf die linke – so wie es damals eben üblich war. Der 84-jährige



Klassenfoto vor der Kirche: Lehrer, Mitarbeitende des Heims sowie ehemalige Heim- und Dorfkinder aus Feldkirchen treffen sich erstmals nach mehr als 40 Jahren wieder.
Foto: Klaus Honigschnabel

Friedrich Reikovski, Musiklehrer, Chorleiter und Schuldirektor von einst, spielt die Orgel. Dass die Gemeinde etwa beim „Danke-Lied“ schneller fertig ist als er, stört an diesem Sommernachmittag niemanden.

„Danke für manche Traurigkeiten“ singen sie jetzt alle mit vereinten Kräften – auch wenn die Traurigkeiten der Kindheit vermutlich ziemlich ungleich verteilt waren. Annerose Omranian, die das Klassentreffen in mühevoller Kleinarbeit organisiert hat, erlaubte sich etwa 1969, als erstes Mädchen des Heims eine Hose anzuziehen. Heimlich und außerhalb des Hauses. Als man sie dennoch ent-

deckte, wurde das Kleidungsstück kurzerhand zerschnitten. Und als sie einmal die Wimperntusche einer Freundin aufgetragen hatte, bekam die 13-Jährige nichts zum Essen.

Großes Interesse am Treffen

Oder Kerstin Scheil, die sechs Jahre im Heim war. Eines Abends redete sie noch während der Bettruhe und musste für dieses Vergehen vor dem Schlafsaal in der Ecke stehen. Doch weil die Erzieherin die kleine Kerstin dort vergaß, schlief das Kind dann zusammengekauert auf dem Fußboden.

Diakon Heinz Hempfling, mitt-

lerweile im Ruhestand und in den sechziger Jahren im Heim tätig, kriegt einen „ziemlichen Hals“, wenn man ihn auf angebliche Misshandlungen und überzogene Strafen im Heim anspricht. Die Kinder hätten einem damals „nichts verziehen“, erinnert er sich. „Einen Fehler hat man nur einmal machen dürfen – dann war man bei ihnen unten durch.“

Darüber, dass „Bruder Hempfling“ zum Klassentreffen gekommen ist, freuen sich alle. Auch Wolfgang Romberger ist ganz angetan: „Sie waren doch der, der immer so schön Trompete gespielt hat!“

Das Interesse am Klassentreffen

ist unüberhörbar groß: Aus Berlin ist jemand angereist, Christian Kauer aus Köln und Rosemarie Schorn, die junge Lehrerin mit dem Dirndl auf dem Klassenfoto, hat sich von Osnabrück aus „auf die Reise in die Vergangenheit“ gemacht, wie sie bei der Begrüßung sagt. Für sie war es damals die erste Anstellung und sie erinnert sich heute noch, wie sie sich oft Sorgen gemacht hat, wenn die Kinder vom Heim erzählten.

Zwei getrennte Welten

Gespräche mit der Heimleitung habe es damals nur sehr unregelmäßig gegeben; „das würde ich heute anders machen.“ Regelrecht „entsetzt“ sei sie jedoch „über die Ausdrücke und das Benehmen der Heimkinder“ gewesen. Aber das sei wiederum auch „nichts gegenüber heutigen Zuständen an den Schulen“, sagt Rosemarie Schorn, die gelegentlich noch als Vertretungslehrerin tätig ist.

Mittlerweile sitzen die Kinder von einst beim Kaffeetrinken im „Hotel Bauer“ und tauschen Erinnerungen an damals aus. Wie das war, als sie den Heimkindern ihre Leberwurstbrote gegeben hat, „die mir einfach zu viel waren“, erzählt beispielsweise Evelin Bürgel. Als „Dorfkind“ war sie vom Heim „wahnwitzig beeindruckt und hatte gleichzeitig Angst“. Von innen gesehen hat sie das Heim freilich nie: „Das waren zwei Welten; freiwillig ist da niemand reingegangen.“

Und wenn eins der Heimkinder mal vom Lehrer eine Ohrfeige bekam – was wohl mehrmals am Tag passierte – sei ihr schon aufgefallen, „dass die das weggesteckt haben wie nichts“. Als Zugezogene und Evangelische war Evelin Bürgel jedoch immer auch sehr angetan von den Heimkindern – weil die in der Schule bei den Raufereien die Katholischen immer besiegten: „Wir waren so stolz auf unsere Buben aus dem Heim!“

Klaus Honigschnabel

Lebensgeschichten aus dem Kinderheim

Mehr als siebzig ehemalige Heimkinder haben sich nach dem Aufruf der Inneren Mission gemeldet und über ihre Erfahrungen berichtet. In teilweise bewegenden Worten schilderten sie ihre Eindrücke aus einer Zeit, die zwar schon lange vorbei ist, die die meisten aber offenbar stark geprägt hat.

Dabei sind die Erlebnisse individuell sehr unterschiedlich verarbeitet worden: Während die einen nicht mal ihren nächsten Verwandten aus der Heimzeit erzählt hatten, waren andere zwischenzeitlich bereits mehrfach wieder in den Häusern und pflegten intensive persönliche Kontakte.

IM-Geschäftsführer Günther Bauer: „Wir bedanken uns ganz herzlich bei all den Menschen, die bereit waren, über ihre Lebensgeschichte im Heim zu sprechen.“ Nicht alle dieser Berichte können jedoch in der vorliegenden Ausgabe des Reports publiziert wer-

den. Viel Material muss aus Platzgründen leider unveröffentlicht bleiben. Oder auch, weil die geschilderten Vorfälle nicht in einem Heim der Inneren Mission passierten. Denn bei dem Aufruf ging es vor allem darum, zu erfahren, was in den von der Inneren Mission betriebenen Einrichtungen in dieser Zeit geschehen ist. Günther Bauer: „Wir wollen uns vor allem um unsere eigene Vergangenheit kümmern.“

Als Geste des Dankes wurden alle ehemaligen Heimkinder zum Sommerfest in die Kinder- und Jugendhilfe nach Feldkirchen eingeladen. Dort präsentierte Gesamtleiter Achim Weiss das Haus und die Konzeption moderner Heimerziehung. Zudem hatten die Ehemaligen ausgiebig Gelegenheit, sich über Vergangenes und Gegenwärtiges auszutauschen.

Einen Bericht über das Treffen veröffentlichen wir im nächsten Diakonie-Report.



Gemischt und doch getrennt: Katholische und evangelische Kinder konnten Anfang der 60er Jahre zwar den Unterricht gemeinsam besuchen, in den Pausen durften sie jedoch keinen Kontakt haben.
Foto: privat

Die Jahre im Heim haben sie bis heute geprägt: Ehemalige Feldkirchener Kinder erinnern sich

Gute Zeiten – Schlechte Zeiten



Die Waschräume für die Kinder waren im Keller; Feldkirchen im Jahre 1948.

Fotos: Archiv

Für die einen war es die schönste Zeit, die sie in ihrer Jugend hatten, für die anderen war jeder Tag im Heim einer zu viel.

Brigitte Wernsdorfer beispielsweise kam 1955 als Achtjährige in das Evangelische Kinderheim nach Feldkirchen und blieb dort genau „ein Jahr und sieben Tage“, wie sie sich noch heute erinnert. Regelmäßig ins Gehirn eingegraben haben sich die damaligen Erziehungsmethoden – und die Schläge, die „die Frau Direktorin“, wie sie alle Kinder nannten, austeilte.

Brigitte Wernsdorfer hat noch fünfzig Jahre später das Geräusch in den Ohren, das durch die Gänge des Heims hallte, wenn die gestrenge Frau mit dem Knoten im Haar ihren rot lackierten Tatzenstecker in die eigene Hand klatschen ließ. Dass die Direktorin den etwa zwei mal zwei Zentimeter dicken Prügel auch kräftiger einsetzen konnte, musste sie am eigenen Leib erfahren.

Erziehung zum Mundhalten

Die damals Achtjährige hatte im Schlafsaal eine Stecknadel gefunden und sie ihrer Bettnachbarin so in die Matratze gesteckt, dass die sich daran piekste und schrie. Die Direktorin kam aus ihrem Zimmer, sah den winzigen Blutfleck auf dem Bettlaken und fragte, wer das war. „Alle haben es verneint, aber ich konnte eben schlecht lügen.“

Am nächsten Tag musste Brigitte dann zu ihr – und jetzt schlug die Frau zu, „bis mein kleiner Popo ganz grün und blau war“. Zudem wurde Brigitte einen Tag lang ohne Essen und Trinken eingesperrt. Tagelang saß sie dann auf einer leeren Waschkübeltrömmel – „damit mein Hintern in der Luft hing“ –, so weh taten ihr die Schläge noch.

„Wir waren immer in Angst“, erinnert sich die heute 59-Jährige. Im großen Speisesaal des Hauses

durften die Kinder „nicht nach links und nicht nach rechts sehen“. Nicht mit einander reden, sich nicht berühren; nachts mussten die Hände immer auf der Bettdecke liegen. „Wir wurden erzogen, den Mund zu halten; wir durften nichts fragen und hatten nur still zu sein.“ Wer renitent war oder eine freche Antwort gab, bekam den Stock zu spüren.

Paradies in der US-Kaserne

Das Essen, das den Kindern damals an einer riesenlangen Tafel im Speisesaal verabreicht wurde, ist Brigitte Wernsdorfer nur als „elender Fraß“ und „schlammiger Matsch“ in Erinnerung geblieben: Haferschleimsuppe oder gestockte Milch mit irgendeinem süßen Sirup drinnen und matschige Brote für die Kinder, während die Direktorin auf ihrem Podest saß und gepflegt Bohnenkaffee trank. Aus heutiger Sicht sei das eine „absolute Mangelernährung“ gewesen: „Hauptsache, wir hatten was im Bauch.“

Einmal, da konnte die Kleine nicht essen, weil ihr schlecht war. Daraufhin packte sie die Direktorin an den Haaren, zog den Kopf nach hinten und flößte ihr das Essen ein: „Wie bei einer Mastente.“

Auch an schöne Dinge aus dieser Zeit kann sich Brigitte Wernsdorfer noch erinnern: Wer sich einen Monat lang brav verhalten hatte, durfte in einen der amerikanischen Militärbusse einsteigen, mit denen die GIs die Kinder hin und wieder für einen Tag in die Kaserne mitnahmen. „Das war für uns eine andere Welt mit Schokolade, Kaugummis, Eis, Coca Cola und Mickey Mouse-Filmen – es war wunderbar!“ Doch all diese positiven Eindrücke liegen außerhalb des Feldkirchener Heims.

Ebenfalls von 1955 an lebte Fred Franke in Feldkirchen; eingewiesen, weil ihn seine Eltern nicht haben wollten. Acht Jahre ver-

brachte der Dachauer Bub hier, bis ihn dann eine Pflegefamilie aufnahm. Franke kann über diese Zeit „nur Positives erzählen“: „Super! Ich fand's schön in Feldkirchen!“ Im Garten wurde damals Obst und Gemüse angebaut und wenn die Kinder Johannisbeeren pflücken mussten, „ist immer einiges im Magen gelandet“. Im Winter gab's im Hof eine große Eisbahn zum Schlittschuhlaufen, im Sommer ging's oft zum Baggersee, dem beliebten „Fidschi“. Oder die Kinder spielten Verstecken am Rangierbahnhof zwischen den Dampfloks.

Natürlich gab es „mal eins auf die Rübe“, sagt Fred Franke heute, „aber das hat eben dazugehört“. Den damaligen Hausvater hat er als „strenge“ in Erinnerung, „aber wenn man ein Problem hatte, konnte man jederzeit zu ihm kommen“. Das Essen war nicht so toll – „ich hab's aber überlebt“. Ausgesprochen unangenehm war für ihn jedoch das Toilettenpapier: zerschnittene Zeitungsseiten. „Die haben immer so schwarze Unterhosen gemacht.“

Kein Ersatz für die Familie

Ulrike Forster, von 1956 bis 1964 in Feldkirchen, erinnert sich auch an die „eine oder andere Watschn, weil ich nie ein ganz braves Kind war“. Aus heutiger Sicht empfindet sie diese Zeit „nicht als schlimm“: „Sie war hart, aber damals war es eben so.“ Auf 40 Mädchen seien damals drei Erzieherinnen gekommen, „für jedes einzelne Kind ist da natürlich nicht mehr viel übrig geblieben“. „Ein Heim kann die Familie eben nicht ersetzen“, sagt sie.

Wenn man länger mit Ulrike Forster redet, tauchen dann doch noch andere Bilder auf. An Schläge kann sie sich nicht erinnern – ihr fallen vielmehr Ungerechtigkeiten ein und „Dinge, die so einfach nicht in Ordnung waren“. Etwa, dass Kindern einfach unterstellt

wurde, sie hätten gestohlen. Als ein Kind im großen Schlafsaal nach der Bettruhe um 8.00 Uhr im Schlaf einmal laut redete, gab's am anderen Tag eine Strafe für alle. Oder, dass sie tagsüber kein Wasser trinken und nicht vor Mitternacht auf die Toilette gehen durften. Oder, dass sie immer aufessen mussten.

Dennoch: Ulrike Forster hat sich bis jetzt ihre positive Einstellung zum Heim bewahrt. Eine der Erzieherinnen, die damals noch „Tanten“ hießen, ist ihre Trauzeugin geworden; sie hat das Haus auch immer wieder einmal besucht. Monatlich spendet sie 25 Euro für die Einrichtung – und das schon seit Jahren.

Unterschiedliche Erinnerungen

Gert Henne, der als jüngstes von drei Kindern als Achtjähriger 1954 ins Heim kam, weil seine Mutter als Kriegswitwe für den Lebensunterhalt sorgen musste, sagt: „Die sechs Jahre waren die schönste Zeit in meiner Jugend, viel schöner als daheim.“ Im Garten durften sie umgraben, beim Schweineschlachten zusehen, die Kinder konnten viel singen und Fußball spielen.

Das Schönste für ihn war jedoch das samstägliche Gruppenduschen im Keller: „Daheim hatten wir nur eine Badewanne“, erinnert er sich. Nur, dass die Mädchen zu einer anderen Zeit mit Duschen dran waren – das hat den Jungs damals gar nicht gefallen.

Und selbst, als der kleine Gert beim Bauern in der Nachbarschaft mit der Steinschleuder zwei Hühner erlegt hatte, gab's keinen Ärger. „Meine Mutter musste nur zwei Mark pro Huhn zahlen“, erinnert er sich heute.

Seinen Zivildienst hat Gert Henne übrigens ein paar Jahre später dann ganz bewusst in Rummelsberg gemacht, weil die Einrichtungen dort auch zur Diakonie gehörten. „Ich konnte da etwas zurück-

geben, was ich früher geschenkt bekommen habe.“

Vier Erinnerungen an das gleiche Heim aus annähernd gleicher Zeit – vier Eindrücke, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten. Und dennoch: Jede dieser Schilderungen spiegelt sehr persönliche Empfindungen wider, die erst in der Zusammenschau ein Bild ergeben, wie es im Feldkirchener Heim zu jener Zeit war.

Im Nachkriegsdeutschland herrschte wirtschaftliches und menschliches Chaos: Entwurzelte und teilweise zerrissene Familien – nicht nur aus den ehemaligen Ostgebieten, traumatisierte Überlebende, Heimkehrer aus der Gefangenschaft, Besatzungssoldaten, Kinder ohne Väter – oder sogar ganz ohne Familie. Marode oder zerstörte Gebäude, kaum oder schlecht ausgebildete Erzieher, denen zudem vielfach noch die Erziehungsziele aus der NS-Zeit in den Knochen steckten. Demokratie in der Erziehung? Mitspracherechte der Kinder? Alles Fehlzanzeige; es zählte das nackte Überleben. Oder das Vergessen.

Und später, als dann aus den Ruinen des „Zusammenbruchs“ – als den nicht wenige Deutsche das Kriegsende empfanden – das Wirtschaftswunder zu blühen anfang, war oftmals erst recht keine Zeit für die Kinder da. Dazu kam, dass es damals viel leichter war, ein Kind in ein Heim einweisen zu lassen. Manchmal genügte schon Hinweise aus der Nachbarschaft, dass die Fürsorge kam und die angeblich verwahrlosten Kinder ins Heim steckte. „Die Damen und Herren von der Fürsorge waren damals gefürchtet“, erinnert sich ein Insider.

Erziehung mit dem Rohrstock

Dass Kinder in dieser Zeit zum Zweck der Erziehung auch in Schulen und Familien geschlagen wurden, war gesellschaftlicher Konsens. Im Februar 1956 teilte beispielsweise das Bayerische Kultusministerium mit, dass „der Rohrstock auch in Zukunft ein erlaubtes Erziehungsmittel“ sei. Und das Bayerische Oberste Landesgericht stellte noch 1979 fest, dass es „ein



US-Kaplan Steiner überreicht im Winter 1956 Geschenkpakete an die Kinder.



Zum Frühstück im großen Speisesaal gabs Haferbrei oder Sirupbrot. Foto: Archiv

gewohnheitsrechtlich begründetes Züchtigungsrecht für Lehrer“ gibt. (siehe Kasten)

Diesen zeitgeschichtlichen Kontext muss sinnvollerweise in Betracht ziehen, wer die damalige Situation in den Heimen beurteilen will. Heimerziehung fand nicht im luftleeren Raum statt, sondern war eingebettet in gesamtgesellschaftliche Gegebenheiten – auch wenn diese aus heutiger Sicht alles andere als optimal erscheinen.

Wiederaufbau aus dem Nichts

Auch das Kinderheim in Feldkirchen stand in diesem Kontext. Das Gebäude, das in den letzten Kriegsjahren von der Wehrmacht und nach 1945 von der amerikanischen Armee beschlagnahmt worden war, konnte erst 1947 wieder seiner ursprünglichen Bestimmung übergeben werden. Man fand jedoch nur noch leere Räume vor, zerstörte Heiz- und Waschkessel – sogar die Lichtschalter waren gestohlen. Sofort wurde mit den Wiederherstellungsarbeiten begonnen.

Mit einer Gruppe von 32 ostpreußischen Flüchtlingskindern, die in einer Berghütte in Vorderdeckart bei Hausham untergekommen waren und die im September 1947 nach Feldkirchen umzogen, begannen die Hauseltern Schölzel ihre Arbeit. Traute Münzloher war in dieser Gruppe und erinnert sich noch sehr lebhaft an diese Zeit. (siehe Kasten auf Seite 6)

Bald waren 120 Buben und Mädchen im Heim, das Stück für Stück modernisiert wurde. 1953 wurde die Leitung des Hauses dem Rummelsberger Diakonenehepaar Nowak übertragen. Von 1958 bis 1967 wurde das Heim unter der Leitung des Diakonenehepaars

Wachs grundlegend verändert.

Die großen Gemeinschaftssäle wurden in kleinere Wohneinheiten umgewandelt und die Belegungszahl reduziert, um mehr Platz und Lebensraum für die einzelnen Kinder zu schaffen. Über sein erstes Jahr in Feldkirchen hat Diakon Karl Wachs einen 21-seitigen Bericht angefertigt, aus dem man interessante Details über die wirtschaftliche und personelle Situation ablesen kann.

Wachs fand das Haus in einem „unmöglichen Zustand“ vor: Schlafsäle mit unzureichenden Betten und Matratzen, Kellerräume und Böden verwahrlost, Tagesräume nur unzulänglich eingerichtet. Offenbar war es üblich gewesen, im ganzen Haus nur zu kehren. Die Frau des Diakons machte sich dann „mit zehn Liter Salzsäure über die Aborte her“. Nüchtern vermerkt der Bericht: „Bei dieser Arbeit wurde sie nur ausgelacht.“ Die Hausmädchen erklärten einfach, sie könnten nicht wischen.

Armseliger Zustand

Zudem war in der Küche kein Kühlschrank vorhanden; „die Lebensmittel standen in Säcken und Kübeln herum, in keiner Weise geschützt gegen Staub und Schmutz“ und verdarben im Sommer schnell. Es gab nur einen alten Küchenherd mit einer Feuerstelle. Im Sommer war im Treppenhaus die große Decke eingestürzt; wie durch ein Wunder wurde niemand verletzt. Wenn es regnete, stand der Keller unter Wasser, weil es keine Versitzgrube gab.

Der schlechte bauliche Zustand war von seinem Vorgänger, Diakon Nowak, offenbar bewusst so

belassen worden. Im Bericht heißt es: „Er legte mir ans Herz, an dem armseligen Zustand des Hauses nichts zu ändern.“ Besuchern könne man somit zeigen, wie dringend das Heim Geld brauche. Gleich zu Dienstantritt stellte Diakon Wachs die Frage, ob jemals die Gesundheitsbehörde oder eine andere zuständige Behörde das Haus besichtigt habe. Wie sich herausstellte, lag die letzte Überprüfung mehr als fünf Jahre zurück.

Im November 1958 besuchte Oberstlandesgerichtsrat Friedrich Meinzolt, der damalige Vorsitzende der Inneren Mission, das Haus. Obwohl bis dahin schon viel gerichtet worden war, sei der Mann „innerlich sehr betrübt gewesen, als er die Aufenthalts- und Schlafräume sah“, heißt es in dem Bericht. Sein Urteil nach dem Besuch: „Hier könnte ich nie ein Kind herein geben.“ Und eine Psychologin sagte nach einem Besuch: „Hier erleiden die Kinder einen Milieuschaden.“ Zu diesem Zeitpunkt war das Haus mit rund einhundert Kindern belegt.

Uneinsichtiges Personal

Auch mit dem Personal, das er von seinem Vorgänger übernahm, war Wachs sehr unzufrieden, da einige „Tanten unseren Anliegen keinerlei Verständnis entgegenbrachten und sogar bewusst dagegen arbeiteten.“ Die 20-jährige Ingrid Petzina, die ihm als die „tüchtigste Erzieherin gepriesen“ worden war, schlug offenbar im Umgang mit den Kindern über alle Stränge. Noch im Laufe seines ersten Amtsjahres kündigte ihr der Hausvater, „weil die Beschwerden der Eltern und Kinder nicht mehr tragbar waren und ihre Boshaftigkeiten keine Grenzen mehr kannte“.

Rund zwanzig Mitarbeitende gab es seinerzeit neben den Hauseltern im Heim; ein Großteil von ihnen musste die Einrichtung jedoch sehr bald verlassen, wie der Bericht vermerkt: „Es wurden in den letzten neun Monaten das gesamte Erziehungspersonal bis auf Tante Margret Pauli und Tante Elisabeth Haardt, das gesamte Haus- und Küchenpersonal bis auf Frau Spletzer, und die Mitarbeiter der Nähstube bis auf Tante Lotte Bock und Fräulein Nippert, ausgewechselt.“ Für Karl Wachs stand fest, „dass die Elemente ausgeschaltet werden mussten, die durch ihr materielles Denken den Weg versperrten, wenn aus dem Haus etwas werden sollte“. Dies setzte er offenbar unbeirrt durch.

Zucht und Ordnung

Gleichzeitig sah er auch einen Zusammenhang zwischen den äußeren Dingen und der guten Erziehung, die er den Kindern hier angeeignet lassen wollte. Pfarrer Otto Steiner, damals 2. Vereinsgeistlicher der Inneren Mission, hatte dem Diakon ans Herz gelegt, „bei allen Änderungen doch die herrliche Erziehung in Freiheit beizubehalten“. Doch Freiheit habe „nur dann eine Berechtigung“, kommentierte Wachs, „wenn sie aus einer Ordnung und einer Zucht hervorgeht“.

Konsequent machte sich Wachs auch daran, die bestehenden Gruppen zu verkleinern: „Eine gute Erziehung muss weg von der

Massenerziehung, wie sie hier getan wird.“ Eine Gruppe mit rund 40 Kindern könne „nicht als ideal angesprochen werden“. Ziel des Umbaus war eine „Familienerziehung“; die bestehenden drei Gruppen – Mädchengruppe, kleine Buben, große Buben – sollten auf sechs aufgeteilt werden.

Dennoch, auch über das Hauselternpaar Wachs fallen die Urteile aus Sicht der damaligen Heimkin-

den ganzen Flur entlang gehauen, mit einem Stock, mit der Hand und mit dem Fuß, bis ich am Boden lag.“

Viel fürs Leben gelernt

Duscherer erzählt auch von einer Strafaktion, als jemand die Quarkbrote fand, die die Heimkinder weggeschmissen hatten. „Wir konnten die matschigen Dinger



Die Mutter dieser fünf Geschwister starb auf der Flucht an Typhus. Foto: Archiv

der unterschiedlich aus: Während der Diakon als „ganz in Ordnung“ bezeichnet wird, ist seine Frau eher als „sadistischer Hausdrache“ in Erinnerung. Doch auch „die absolute Respektsperson“ Karl Wachs konnte kräftig hinlangen, wie Peter Duscherer erleben musste.

Weil er auf dem Heimweg von der Schule beim benachbarten Bauern einen Apfel vom Baum gestohlen hatte, bekam er zu spüren, was Wachs unter „Zucht und Ordnung“ verstand. „Der hat mich

nicht mehr sehen – vor allem auch, weil die Dorfkinder meistens dicke Butterbrote hatten. Wir mussten dann im Hof in Reih und Glied antreten und die mittlerweile verschimmelten Brote essen.“

Trotzdem will Peter Duscherer, der heute in Heimstätten eine kleine Firma betreibt, die Zeit im Heim nicht missen: „Ich hab viel fürs Leben gelernt – vor allem zu erkennen, wo man vorsichtig sein muss und wo Gefahren lauern.“

Klaus Honigschnabel



Ausflug ins Grüne mit „Tante Sigrid“: Wandern, Singen und Musizieren gehörten auch damals zum Alltag im Heim. Foto: privat

Prügelstrafe erst 1980 offiziell abgeschafft

Körperliche Züchtigungen an Schulen haben in Bayern und Deutschland eine lange Tradition. So betonte der bayerische Kultusminister noch im Februar 1956, dass „der Rohrstock auch in Zukunft ein erlaubtes Erziehungsmittel“ bleibe.

Eine Untersuchung des „Instituts für Jugendforschung“ ergab im Jahre 1964, dass rund 80 Prozent der Schüler in Bayern in irgendeiner Form körperlich ge-züchtigt wurden.

Die am meisten angewandten Züchtigungsarten waren dabei

Stockschläge auf die Hände („Tatzen“) und auf den Po, Ohrfeigen, Ziehen an Haaren und Ohren. Erst die „Allgemeine Schulordnung“ von 1973 verbot in der Bundesrepublik Deutschland die „Verhängung körperlicher Strafen“.

Das Bayerische Oberste Landesgericht stellte jedoch noch im Jahre 1979 ein „gewohnheitsrechtlich begründetes Züchtigungsrecht für Lehrer“ fest. Im Jahre 1980 schaffte der Freistaat Bayern die Prügelstrafe schließlich offiziell ab. HS

Schläge im Heim waren eher Ausrutscher als systematische Misshandlungen

„Wir waren alle permanent überfordert“

Nach den bisherigen Recherchen lässt sich ausschließen, dass es in den Heimen der Inneren Mission zu derartigen systematischen Misshandlungen gekommen ist, wie der Journalist Peter Wensierski in seinem Buch „Schläge im Namen des Herrn“ berichtet. Dennoch: Auch in dem Feldkirchener Heim gab es offenbar bis Ende der 60er Jahre, als man es andernorts schon besser wusste, hin und wieder körperliche Züchtigungen, die das erträgliche Maß bei weitem überstiegen.

Ohrfeigen am Abend

Wolfgang Romberger, Jahrgang 1955, erinnert sich an diesen Zeit noch sehr genau. Der Junge aus dem Hasenberg kam gleich nach der Geburt in ein Säuglingsheim, später dann von 1963 bis 1968 nach Feldkirchen, weil den in Scheidung lebenden Eltern das Sorgerecht entzogen worden war.

Romberger, dem seine Familie mit dem prügelnden Vater eher Martyrium denn liebevoller Hort war, erinnert sich daran, dass beispielsweise „Tante Helga mit ihrem Holzpantoffel auf Po und Schultern“ geschlagen habe.

Und dass der Hausvater – zu der Zeit war das Diakon Willi Reimann – „einmal ein Kind im Saal so durchgeprügelt hat, dass wir draußen auf dem Gang alle geweint haben“.

Auch sei der Heimleiter jeden Abend durch's Haus gegangen, um nach dem Rechten zu sehen. Wer dann vor der Tür eines Schlaf-

saals in der Ecke stand, weil er nach der Bettruhe noch geredet oder sonst etwas angestellt hatte, hatte Pech gehabt.

Nach Rombergers Erinnerungen „gab's dann ohne großen Kommentar oder irgendwelche Fragen gleich zwei Watschn links und rechts“. Wer sich wehrte, musste dann zum Hausvater aufs Zimmer; „dort bekam man dann Prügel mit dem Gürtel oder dem Rohrstock“.

Wolfgang Romberger erinnert sich auch an andere geduldete Bestrafungsaktionen, die „Gruppenkeile“: „Der Erzieher oder die Erzieherin saß auf einem Hocker, der Böse musste den Kopf zwischen die Füße stecken und alle durften draufhauen. Jeder musste schlagen, sonst wäre man selber dran gewesen. Einem ist mal die Haut aufgeplatzt, so dass er nicht mehr sitzen konnte.“

Bettnässer verprügelt

Auch Annerose Omranian, unter ihrem damaligen Mädchennamen Diller von 1963 bis 1971 in Feldkirchen, haben sich die heftigen Bestrafungsaktionen des Diakons ins Gedächtnis eingebrannt, nur weil jemand beispielsweise Bettnässer war. „Einmal standen wir schon fertig in Reih und Glied im Gang, um in die Kirche zu gehen. Dann kamen er und seine Frau und zogen ein Mädchen ins Zimmer. Er hat sie dann über den Prügelbock gezogen und auf sie eingedroschen, nur weil sie ins Bett gemacht hatte.“

Die anderen Kinder standen derweil im Gang und hörten die Schläge des Hausvaters und die Schreie des Mädchens. „Dann kam er raus, hat seinen Anzug gerichtet und wir sind dann alle in die Kirche gegangen“, erinnert sich die heute 50-Jährige. Sie selber zog es dann künftig vor, am Sonntag lieber Kartoffeln zu schälen als in



„Es gab Situationen, da wurde man klein und schwach“, Diakon Reimann leitete das Heim 1967 bis 1982.

den Gottesdienst zu gehen. „Das werde ich nie vergessen.“

Der Vorfall schlug damals so heftige Wellen, dass darüber sogar eine Münchner Tageszeitung berichtete. Auch an die Überschrift kann sich Annerose Omranian noch erinnern: „Heimleiter zog Kind über den Prügelbock“. Aufgehoben hat sie den Artikel nicht; er findet sich auch nicht in den Ak-

ten des Heims oder der Inneren Mission.

Marion Faulstich, die als Achtjährige von 1967 an für zwei Jahre im Feldkirchener Heim war, erinnert sich vor allem an heftige Schläge, die es in der eigentlich so friedlichen Adventszeit setzte: „Die Erzieherinnen hatten sich als Nikolaus und Krampus verkleidet. Wer Scheiß gemacht hatte, musste die Hosen runterlassen und bekam dann vor allen im Saal den Hintern versohlt. Das hat furchtbar wehgetan, aber ich hab's überlebt.“

Diakon Reimann, der als 32-jähriger 1967 die Heimleitung für 15 Jahre übernahm, lebt heute als Ruheständler in Unterfranken. Die Vorwürfe weist er empört zurück. „Die Kinder sollten sich doch bei uns wohl fühlen und da hätten Schläge ja genau das Gegenteil bewirkt“, sagt er, wenn man ihn auf die angeblichen Vorfälle anspricht. Prügel als Erziehungsmittel habe es zu seiner Zeit nicht gegeben. Gleichwohl könne „er nicht ausschließen, dass es mal die eine oder andere Ohrfeige gegeben hat“.

Auch bei seinen Rundgängen durch's Haus sei es ihm nur darum gegangen, die Anwesenheit aller Erzieher zu überprüfen. Dass er Kindern, die vor dem Schlafsaal in der Ecke standen, Ohrfeigen gegeben haben soll, verweist er in den Bereich der Phantasie: „Das ist Blödsinn; ich hätte mich auch nie in die Arbeit der Erzieher eingemischt.“ Überhaupt könne er sich nicht mehr daran erinnern, „ob da mal jemand draußen gestanden

ist“. Lediglich die Geschichte mit dem Prügelbock, die auch in der Zeitung stand, habe sich so abgespielt: „Das war eine Riesendummheit von mir.“

Ansonsten seien Bettnässer nicht geschlagen worden; aus heutiger Sicht „war es auch eine große Dummheit, dass sie ihre Bettwäsche selber waschen mussten“. Willi Reimann verweist auf den schmalen Tagessatz von knapp zehn Mark, den das Jugendamt damals pro Kind zahlte. Ausreichend Personal habe man davon nicht anstellen können: „Wir waren alle permanent überfordert.“ Manche Mitarbeiter hätten „zwar viel Lebenserfahrung besessen, aber keine Qualifikation.“

Harte Zeiten im Heim

Auch sei von seinem christlichen Menschenbild als Diakon völlig klar, dass „man einen anderen Menschen nicht schlägt oder demütigt.“ Im Alltag gebe es dann aber „so Situationen, wo man schwach und klein wird.“

Wolfgang Romberger, der in Feldkirchen übrigens selbst nie geschlagen wurde, betrachtet die damalige Zeit mit großer Abgeklärtheit: „Das Haus als ‚Folterkammer oder Prügelheim abzustempeln, wäre völlig falsch“, sagt er heute. „Es waren harte Zeiten, aber es war eben so.“ Für ihn sei das Heim sehr wichtig gewesen: „Die haben mich auf's richtige Gleis gesetzt, sonst wäre ich wie ein Satellit im Orbit rumgeieert“.

Klaus Honigschnabel

Zwei Heimkinder erinnern sich an die unmittelbare Nachkriegszeit

„Das war Lebensrettung für mich“

Traute Münzloher gehörte zu der ersten Gruppe von Kindern, die nach dem zweiten Weltkrieg in das wiedereröffnete evangelische Heim in Feldkirchen kam. Das Schicksal der heute 65-jährigen Frau hebt sich jedoch aus mehreren Gründen von den anderen Erzählungen der ehemaligen Heimkinder ab. Denn Traute Münzloher weiß bis heute nicht, woher sie eigentlich stammt:



„Ich bin das Mädchen links mit der Puppe.“ Foto: Erol Gurian

Ihre Akte beim Suchdienst des Roten Kreuzes trägt die Nummer „UK-2504-weiblich“.

In den Kriegswirren des Jahres 1944 wird sie irgendwo am Kuri-

schon Haff in Ostpreußen aufgefunden; ohne Eltern, Verwandte oder sonst jemanden, der wüsste, wer die Kleine „in dem rotbraunen Kleid mit den aufgestickten gelben Sternblumen“ ist. Über mehrere Umwege kommt die Namenslose nach Hausham in ein Kinderheim der Inneren Mission, das das Ehepaar Schölzel leitet.

Als diese Gruppe dann im September 1947 nach Feldkirchen umzieht, bekommt sie einen Namen: Traute Klein wird das Kind genannt – „weil ich so klein und drollig war“, wie man ihr später erklärt. Und ein Geburtsdatum hat sie jetzt auch. Es ist der 3. Juni – der Tag, an dem sie ins Heim kam. Den Jahrgang 1941 hat man aufgrund der Schätzung eines Arztes gewählt; genauso gut könnte sie auch 1940 oder 1942 geboren sein.

Als Erinnerung an ihre Heimzeit ist ihr lediglich ein einziges Bild geblieben, das sie und andere Mädchen beim Puppenspielen zeigt. Als in der Zeitung dann ein weiteres Bild aus dem IM-Archiv veröffentlicht wird, ruft Traute Münzloher an: „Ich bin das Mädchen links mit der Puppe – wo haben Sie das Bild her?“ Sie ist sehr bewegt, als sie hört, dass es weitere Bilder gibt, die sie bislang noch

gar nicht kennt. Über ihre Zeit in Feldkirchen sind ihr ausschließlich positive Eindrücke in Erinnerung geblieben: „Es hat mir gut gefallen, da war's sehr schön!“

Wenn sie Hunger hatte, gab es in der Küche „nen Kanten Brot“, zu Weihnachten kamen amerikanische Soldaten und beschenkten die Kinder im Heim. „Uns ging's richtig gut!“ Auch an Friedgard, die Tochter der Hauseltern, erinnert sie sich gerne, „weil die so viel mit uns Kindern gespielt hat“.

Unvorstellbare Labsal

Ebenfalls zu dieser ersten Kindergruppe gehörte Ursula Horine, die in einem Brief ihre Erinnerungen schildert. Auch die kleine Ursula Dehn, wie sie damals noch hieß, war in den Kriegswirren „mit dreieinhalb Jahren verloren gegangen. Wäre ich nicht für zwei Jahre nach Feldkirchen gekommen, wo ich genug zu essen bekam, man liebevoll für uns Kinder sorgte und wo der christliche Rahmen eine unvorstellbare Labsal war und mich wieder ein wenig stabilisierte, hätte es böse ausgesehen.“ Die Zeit im Heim sei für sie regelrecht „Lebensrettung“ gewesen. Hier weitere Auszüge aus ih-



Kinder aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten kamen 1947 als erste ins wiedereröffnete Heim der Inneren Mission. Foto: Archiv

rem Bericht: „Kurz nach meinem 7. Geburtstag checkte ich in Feldkirchen ein. Fast verhungert kam ich 1948 in das Heim. Nach dem ersten Frühstück hatten schon alle Kinder den Speisesaal verlassen; ich aber ging von Teller zu Teller und aß sämtliche Reste vom herrlichsten Haferbrei der Welt auf. Die Tanten, so nannten wir sie damals, standen ruhig da und schauten mir zu. Ich genierte mich ein wenig, immerhin war ich schon sieben.“

Die höchste Strafe war damals: Einsperren in die Wäschekammer. Die Kammer war hell und licht

und von einem Frische-Wäsche-Duft durchflutet, den ich noch heute sofort abrufen kann.

Wir wurden mit großer Liebe umsorgt, besonders auch wenn man krank war. Und dies wurde ich sehr, sehr oft, da selbst das nun genügende Essen nicht reichte, um aus dem „Krischper!“ ein widerstandsfähiges Kind zu machen. Würmer und Läuse gehörten zum guten Ton und man war richtig stolz, wenn es einen auch erwischte hatte. Wir rannten dann wie mit einem richtigen Turban durch die Gegend bei den Läusen!“

Klaus Honigschnabel

Ruth Kannengießer leitete von 1954 bis 1976 das Mädchenheim in Pasing

Liebe war das Wichtigste

Mehr als tausend Mädchen und junge Frauen hat die Erzieherin während dieser Jahre betreut; viele haben auch heute noch Kontakt zu ihr. Als „Kagi“ – so lautete ihr Spitzname – im Februar dieses Jahres ihren neunzigsten Geburtstag feierte, kamen mehr als zwanzig „ihrer Kinder“ zum Gratulieren – und brachten auch gleich noch Ehemänner und Kinder mit. Im Gespräch mit Annette Klinkhardt erinnert sich Ruth Kannengießer an die damalige Zeit.



Die Liebe zu „ihren Kindern“ war das Allerwichtigste: Ruth Kannengießer, langjährige Leiterin des Mädchenheims in Pasing, hat die Namen aller ihrer Schützlinge fein säuberlich in einem Ringbuch notiert. Foto: ho

! Das haben wir nicht gebraucht. Die Liebe zu den Kindern, die war das Allerwichtigste.

? Hatten Sie das Gefühl, Sie sind eine Familie?

! Ja, absolut, absolut! Es war eine Familie, die auch zusammenhielt über die ganzen Jahre. Teilweise haben die Mädchen gesagt, dass es im Heim schöner ist als zu Hause.

Bei einigen ist es jetzt 30 oder 40 Jahre her, dass sie bei mir waren. Und jetzt kamen die zu meinem 90. Geburtstag und haben gesagt: „Das vergessen wir nicht, die Zeit, die wir in der Oselstraße waren. Die war uns eine ganz große Hilfe und wir haben bei Ihnen vieles gelernt für unser Leben und für das, was wir später gebraucht haben.“

? Aus welchen Gründen kamen denn die Mädchen zu Ihnen nach Pasing?

! 1954 lebten viele Eltern ja noch in Flüchtlingslagern. Weil die Kinder möglichst schnell in die Schule kommen sollten, kamen sie zu uns. Sie lebten so wie in einem Internat. Ich hab damals gesagt: „Kinder, sagt nicht immer, ihr seid in einem Heim! Unter Heim verstehen die Menschen ganz was anderes, als was unser Haus ist. Sagt, wir sind da untergebracht, damit wir in die Schule gehen können.“

Später dann kamen auch Mädchen aus schwierigen Familienverhältnissen zu uns. Das war manchmal nicht ganz einfach, aber es ist gegangen.

? Es gibt Berichte, wonach Heimkinder in dieser Zeit in feuchte Keller gesperrt oder geschlagen wurden...

! Nein, nein, das gab's bei mir nicht! Es gab andere Häuser, wo die Strafen einfach zu hart waren. Aber das könnt ich jetzt nicht mehr sagen, welche Heime das waren. Das ist schon zu lange her.

? Wie war denn die Atmosphäre in Ihrem Haus?

! Ich hatte einfach immer Zeit für meine Mädchen. Ich bin nicht eher ins Bett gegangen, bis alle meine Kinder im Haus waren. Und das haben die auch gewusst, dass das Licht noch brannte, wenn sie heimkamen.

Ich hab ihnen auch von vornherein gesagt: Eure Freunde müssen euch bis zur Tür bringen und dürfen erst dann weggehen, wenn ich euch reingeholt habe. Und das hat ihnen natürlich auch gefallen, weil sie sich da so sicher fühlten. Wenn ich gesehen habe, dass eine aufs Haus zuläuft, wusste ich, dass irgendwelche Kerle hinter ihr her waren. Da bin ich dann sofort raus, Türe auf und hab sie sofort reingeholt.

Ich hab auch eine Pistole gehabt, freilich nur so eine Kinderpistole. Dass ich sie niemals hätte verwenden können, das wussten die Lausbuben natürlich nicht.

? Bei den Vorwürfen, die derzeit gegen kirchliche Heime erhoben werden, geht's ja auch darum, dass die Heimkinder als billige Arbeitskräfte ausgenutzt wurden.

! Bei uns war es selbstverständlich, dass nach dem Mittagessen eine den Abwasch machte und zwei oder drei abtrockneten – für diese Gemeinschaftsarbeit gab es einen festen Plan. Nur wenn jemand eine Strafe hatte, dann hatte das andere Mädchen frei.

? Zwischen den 50er und 70er Jahren hat sich doch im Erziehungsstil sicher einiges geändert?

! Man hat mit der Zeit dies und jenes mehr erlaubt; zuerst war man etwas strenger und später hat man gesagt: Komm, das können wir so lassen. Es war schön, anders kann ich es nicht sagen. Ich möchte die Zeit nicht missen, auch wenn's manchmal Kummer gegeben hat.

Die Aufzeichnungen eines kleinen Mädchens geben Einblicke in den Heimalltag Anfang der 50er Jahre

„Es war ein schöner Tag“

Von 1949 bis 1954 lebte Irene v. Ungern-Sternberg im Kinderheim der Inneren Mission in Lochhausen. Hierher verschlagen hatte das junge Mädchen aus dem heutigen Polen ein Schicksal, das „mit vielen im Krieg geborenen Kindern identisch ist“, schreibt die heute 64-Jährige, die aus der Zeitung von der Suche nach ehemaligen Heimkindern erfahren hat.

1942 wird Irene als zweites Kind im westpreußischen Marienburg geboren; im selben Jahr fällt der Vater im Krieg. Im Januar 1945 flieht die junge Mutter mit den Kindern über Dresden nach Bayern; zwei Jahre später nimmt sie sich hier das Leben. Die sechsjährige Irene kommt in das Kinderheim nach Lochhausen, ihr Bruder Jür-



Hatte trotz eines ungewöhnlich harten Schicksals eine fröhliche Kindheit: Irene v. Ungern-Sternberg hielt die Jahre im Evangelischen Kinderheim in ihrem Tagebuch fest. Foto: privat

gen in die Familie des Onkels nach Fürstenfeldbruck. Mehr als 50 Jahre danach fällt es der seit langem mit einem Architekten verheirateten Frau immer noch schwer, die Erlebnisse aus ihrer Kindheit niederzuschreiben – auch wenn sie über die Zeit im Heim nur Positives sagen kann.

Schwester Heidi und Schwester Anneliese, die beiden Heimleiterinnen, „hatten keine anderen Interessen als die Sorge und das Wohlergehen um ihre Kinder“, erinnert sie sich.

„Sie waren nie ungerecht, hatten kein ‚Herziboberl‘ und waren vor allem immer fröhlich und voller Ideen.“ Die Kinder machten Ausflüge in die Umgebung und in die Berge – „der Herzogstand hat für mich heute noch eine besondere Bedeutung“.

1952 kam Irene aufs Gymnasium nach Pasing und musste zwei Jahre später – weil sie für das Kinderheim mittlerweile zu alt war – in das dortige Mädchenheim in der Oselstraße umziehen. Das Lochhausener Heim wurde im September 1961 geschlossen; Kinder und Betreuerinnen zogen in die Einrichtung nach Feldkirchen um. Über ihre Zeit in Lochhausen hat Irene v. Ungern-Sternberg Tagebuch geführt, das wir in Auszügen dokumentieren.

2. Juli 1951: Wir feierten erst heute Sonnwend, weil es seither regnete. Wir haben gesungen und gespielt. Nachher haben wir Würstl gebraten. Wir haben ein schönes Feuer gehabt. Wir sind auch übers Feuer gesprungen. Es waren viele Johanniskäfer da und ein Gespenst kam auch. Es war sehr lustig.

23. März 1952: Heute habe ich Geburtstag. Ich habe viele Geschenke bekommen. Meine Tante besuchte mich auch. Es war ein Doppelgeburtstag. Ich habe ein Kleid, eine große Torte, einen Doppelkuchen und Bücher bekommen.

29. April: Gestern haben wir eine blaue Wippe bekommen. Das war eine feine Überraschung.

30. April: Gestern war ich beim Arzt, da sagte er, ich habe mir das Schlüsselbein gebrochen.

31. Mai 1953: Heute durften wir bei einem Gemeindenachmittag mitfeiern. Zuerst hat der Herr Pfarrer gepredigt. Der Posaunenchor hat gespielt. Dann kam ein schönes Kasperltheater. Wir kamen erst um 7 Uhr heim. Wir haben viel Kuchen gegessen und jedes Kind hat 1 Mark bekommen. Damit machen wir bald unseren Badeausflug.

18. Januar 1954: Heute war meine Freundin das erste Mal im Kinderheim. Ich habe sie am Bahnhof abgeholt und ihr das Haus gezeigt. Sie hat auch bei uns Mittag gegessen.

1. Februar: Weil am 31.1. der Bundespräsident Dr. Th. Heuß den 70. Geburtstag hatte, hatten wir schulfrei. Wir feierten deswegen ein großes Geburtstagsfest. Es wurde das ganze Haus schön geschmückt.

? Hatten Sie damals so etwas wie einen Leitsatz in Ihrem Haus?

! Nein, einen Leitsatz im eigentlichen Sinn nicht. Für mich war es selbstverständlich: Es waren meine Kinder und nichts anderes!

? Unter ihren Schützlingen waren sicher auch Mädchen, mit denen es Probleme gab. Hatten Sie da irgendwelche psychologischen Konzepte?

„Systematische Misshandlungen gab es nicht“

Michael Häusler, Leiter des Archivs des Diakonischen Werks der EKD, beschäftigt sich als promovierter Historiker und von Beruf wegen mit der Heimkinder-Thematik.



„Unser Ziel muss es sein, die wahren Zustände in den Heimen damals zu erforschen“: Michael Häusler, Leiter des Archivs des Diakonischen Werks der EKD. Foto: privat

? Wie ernst nimmt die Diakonie die Vorhaltungen ehemaliger Heimkinder, sie seien in kirchlichen Heimen systematisch geschlagen, unterdrückt und als Arbeitsklaven missbraucht worden?

! Wir nehmen die Berichte sehr ernst. Ziel ist es, Aufklärung über die pädagogischen Konzepte zu bekommen und über die wirklichen Zustände in den Heimen damals.

Bislang gibt es keine Anhaltspunkte dafür, dass Kinder und Jugendliche in den Heimen systematisch misshandelt oder unterdrückt wurden. Klar ist, dass die damaligen pädagogischen Vorstellungen unseren heutigen nicht mehr entsprechen – und zum Teil sogar widersprechen.

? Welche der Vorwürfe halten Sie denn für gerechtfertigt?

! Die Vorwürfe der Betroffenen sind nicht in Frage zu stellen: Es sind persönliche und oft erschüt-

ternde Erinnerungen an Misshandlungen und Erniedrigungen und als solche bedeutsam. Inwiefern diese Zeugnisse repräsentativ sind, muss jetzt erforscht werden. Der Vorwurf, die konfessionelle Pädagogik sei schuld, trifft wohl kaum zu. Insbesondere muss ich zurückweisen, dass dies angeblich auf Johann Hinrich Wichern zurückgeht: In dessen pädagogischem Werk steht zehnmal mehr von Freiheit drinnen als von Strafe.

Auch der Vorwurf, die Diakonie habe sich nie mit den Heimkindern beschäftigt, trifft nicht zu: Im Zuge der Reformdiskussion am Ende der 60er Jahre ist das Thema ausführlich verhandelt worden.

? Wie wird die Diakonie mit diesem brisanten Thema weiterhin umgehen?

! Auf Ebene der Heime sind bereits Kontakte zu Ehemaligen entstanden; weitere werden angeregt. Wir sind überzeugt davon, dass diese Auseinandersetzung an der

Basis den Betroffenen am besten hilft. Weiterhin plant das Diakonische Werk der EKD eine Fachtagung in diesem Jahr; zudem bereiten wir eine wissenschaftliche Studie vor.

? Wäre es nicht angebracht, sich zu entschuldigen?

! Eine sinnvolle Entschuldigung kann nur erfolgen, wenn zwischen beiden Seiten Übereinstimmung in der Feststellung der Tatsache besteht. Man muss wissen, wofür man sich entschuldigt.

Ein klares Bild der gesamten evangelischen Heimerziehung der Nachkriegszeit gibt es aber derzeit noch nicht. So lange diese umfassende Studie nicht vorliegt, halte ich eine pauschale Entschuldigung durch den Präsidenten des Diakonischen Werks oder auch durch andere Repräsentanten der Diakonie nicht für sinnvoll.

Die Fragen stellte Klaus Honigschnabel

Kommentar

Rettung oder Untergang?

„Schläge im Namen des Herrn“ ist das Buch des Spiegel-Journalisten Peter Wensierski überschrieben. Die Berichte, die er aufgezeichnet hat, sind in der Tat erschütternd. Das Buch hat auch bei Verantwortlichen der Inneren Mission München Fragen ausgelöst.

Was geschah damals in unseren Heimen? Am – vorläufigen – Ende dieser Frage steht ein Bild, das nach Telefonaten, Briefen und E-Mails mit mehr als 70 Personen einem Puzzle gleicht, dessen Motiv langsam an Konturen gewinnt.

Ein Bild, das leuchtend helle Stellen hat und zugleich auch dunkle. Etwa, wenn ehemalige Heimkinder von entwürdigenden Bestrafungsaktionen erzählen, die sich mit keiner Nachkriegsnot rechtfertigen lassen. Und genauso gibt es Berichte, wie liebevoll „die Tanten“ mit ihren „Schutzbefohlenen“ umgegangen sind.

Nach wie vor ist das Bild unscharf, das sich aus der Zeit von vor einem halben Jahrhundert abzeichnet: Wie etwa lässt es sich erklären, dass die Erziehung in einem Haus in ein- und demselben Zeitraum völlig unterschiedlich erlebt wurde? Was die einen als Rettung empfanden, ist in der Erinnerung anderer

unerträglich gewesen. Wer als Kind vom alkoholisierten Vater regelmäßig verprügelt wurde, empfand eine Ohrfeige vielleicht nur als Klacks. Wer dagegen aus behütetem Hause etwa als Kriegswaise in ein Heim kam, für den war jedes scharfe Wort schon zuviel.

Eins steht fest: Die Heime und ihre Erziehungsmethoden spiegeln auch den Zeitgeist wider, der im Nachkriegsdeutschland und dann später im beginnenden Wirtschaftswunderland herrschte: Wenn in Schulen und Familien mit drakonischer Härte gestraft wurde, dann war das in den Heimen leider nicht anders. Wenn Kinder „draußen“ nicht nach ihren Wünschen gefragt wurden, dann im Heim auch nicht. Und da Gehorsam angesagt war, fehlten Vorbilder verantwortlicher Erziehungsstile.

Erst die Reformkonzepte Ende der 60er Jahre läuteten das Ende dieser „Schwarzen Pädagogik“ ein.

Wir wollen nicht vergessen: Erzieherinnen und Erzieher haben Kindern und Jugendlichen auf vielfältige Weise geholfen und sie umfassend unterstützt. Auch das gab es im Heim.

Gott sei Dank.

Klaus Honigschnabel

Pädagogen im Nachkriegsdeutschland: Oft hilflos und überfordert

Ein Spiegel der Gesellschaft

Knapp 23 Jahre war Diakon Hartmut Schulz bei der Inneren Mission beschäftigt: Zuerst als Leiter des Heilpädagogischen Kinderheims in Feldkirchen, dann als Abteilungsleiter im Jugendhilfebereich. Mit der Heimerziehung war der spätere Heilpädagoge fast von Kindesbeinen an vertraut: Seine Eltern leiteten ein Waisenhaus in der Nähe von Frankfurt.

Wie können Sie sich erklären, dass die Erzieher so gewalttätig und unterdrückend waren? Die Methoden der Pädagogik sind immer auch ein Spiegel der Gesellschaft. Die ‚Fürsorgezöglinge‘ waren gescheitert und galten als asozial. Da waren auch richtig schwere Jungs dabei. Und man hat versucht, sie mit autoritären Me-

Das war damals durchaus allgemeiner Erziehungsstil: Die Jugendlichen sollten hart geführt werden; härter, als es eigentlich sinnvoll gewesen wäre. Die autoritären pädagogischen Konzepte, gerade in der Heimerziehung, waren veraltet. Ende der 60er Jahre hat endlich ein Umdenken eingesetzt.

Wie können Sie sich erklären, dass die Erzieher so gewalttätig und unterdrückend waren? Die Methoden der Pädagogik sind immer auch ein Spiegel der Gesellschaft. Die ‚Fürsorgezöglinge‘ waren gescheitert und galten als asozial. Da waren auch richtig schwere Jungs dabei. Und man hat versucht, sie mit autoritären Me-

Das ist schwer zu sagen. Ich denke, es gab und gibt überall Menschen, die ihre Machtposition ausnutzen, um andere zu unterdrücken und herabzusetzen.

In kirchlichen Häusern ist vielleicht noch eher versucht worden, eine menschliche Erziehung zu entwickeln.

Gab es denn in der Nachkriegszeit oder in den 50er Jahren Konzepte in der Heimerziehung, die diesen Namen überhaupt verdient haben?

Aus heutiger Sicht gab es da natürlich noch sehr wenig: Man hat mehr aus dem Gefühl heraus und aus einem allgemeinen autoritären gesellschaftlichen Verständnis heraus erzogen. Damals wurden Kinder ja auch häufig in den Familien herabgesetzt, unterdrückt und geschlagen; in der Schule war's ganz ähnlich.

Erst später hat sich die Pädagogik, auch als ein Zeichen gesellschaftlichen Wandels, schnell weiter entwickelt und auch wissenschaftliche Erkenntnisse aus benachbarten Fachgebieten verarbeitet. Die Rummelsberger Einrichtungen beispielsweise gehören damals zu den ersten, die Psychologen in den Heimen angestellt hatten.

Einige der Ex-Heimkinder haben gesagt, dass war damals eben so eine harte Zeit frei nach dem Motto: „Eine Ohrfeige hat noch keinem geschadet.“

Schlagen ist immer falsch. Und wenn schlagen zur Methode wird, dann wird's noch schlimmer. Geschlagene Kinder werden allzu häufig wieder zu Schlägern, auch wenn einige sagen, das war alles gar nicht so schlimm.

Einige haben sich gar nicht so über die körperliche Gewalt besorgt, sondern eher über den angeblichen Psycho-Terror. Ist es da nicht besser, mal zu platzen, als dass dann längerfristig jemand erniedrigt wird?

Wenn jemand anhaltend niedergemacht oder entmutigt wird und Herabsetzung erfährt, sind die seelischen Verletzungen mit Sicherheit dramatisch und möglicherweise sogar zerstörender, als eine gelegentliche Ohrfeige – wenn sonst die Umgebung im Prinzip positiv ist.

Die Fragen stellte Klaus Honigschnabel



„Schlagen ist immer falsch. Und wenn Schlagen zur Methode wird, wird's noch schlimmer“: Diakon Hartmut Schulz, langjähriger Leiter der Abteilung Kinder- und Jugendhilfe. Foto: Erol Gurian

Gewalt in der Erziehung erlebt?

Meine Eltern haben ein Kinderheim in Bad Homburg geleitet – übrigens eines der ältesten Kinderheime in Deutschland. Da lebten etwa 20 Mädchen in einem und 30 Buben in drei Schlafsälen, aber die Atmosphäre war ausgesprochen familiär.

In meinem Vorpraktikum zum Diakon in Rummelsberg Anfang der 60er Jahre habe ich dann sehr wohl auch Gewalt durch Betreuer erlebt: Das war ein Fürsorgeheim für etwa 100 junge Erwachsene und es gab neben dem Hausvater nur noch einen Erzieher und uns Praktikanten.

Wir waren fast gleich alt wie die Heiminsassen und mussten Gruppen zwischen 12 und 18 Jugendliche betreuen. Da waren wir überfordert und hatten kaum Ahnung von Pädagogik.

Wie hat die Gewalt konkret ausgesehen?

Es sind z.B. immer wieder Jugendliche ausgerissen und wenn sie dann zurückgebracht wurden, hat man ihnen eine Glatze geschoren und sie mussten blau-weiß gestreifte Sachen anziehen. Sie wurden behandelt wie Sträflinge. Wer aufsässig war, wurde noch geschlagen. Ich war damals sehr erschrocken über diesen Umgang.

War dieser Umgang an der Tagesordnung oder haben Sie gefragt, was das soll?

Methoden auf den richtigen Weg zu bringen. Aus heutiger Sicht sehen wir das anders, aber damals war eine solche Pädagogik gesellschaftlich weitgehend akzeptiert. Gott sei dank hat sich dann die Pädagogik schnell weiter entwickelt. Psychologie und Heilpädagogik fanden Eingang, die Sozialpädagogik entwickelte sich als Profession. Es gab mehr und besser ausgebildetes Personal. Heute weiß man, dass die Pädagogen oder die Mitarbeiter oft auch selber überfordert waren. Aus ihrer Hilflosigkeit heraus haben sie dann andere herabgesetzt oder gar unterdrückt.

War es damals in kirchlichen Einrichtungen schlimmer als in staatlichen?

Impressum
Diakonie-Report

Zeitung der Inneren Mission München

Inhaber und Verleger: Innere Mission München – Diakonie in München und Oberbayern e.V., Landshuter Allee 40, 80637 München

Verantwortlicher Redakteur: Klaus Honigschnabel, Telefon: (089) 12 69 91-121

Mitarbeit: Dr. Petra Altmann, Dr. Günther Bauer, Kurt Bauer, Andreas Bohnenstengel, Paraskevi Dakifleischmann, Nadja Dobesch, Carolin Fries, Kai T. Garben, Angelika Gillmann, Erol Gurian, Christa Habersetzer, Annette Klinkhardt,

Hans Kürzl, Gerhard Mester, Katrin Nikolaus, Susanne Nusser, Stefan Obermaier, Gabriele Ochse, Katja Pfeifer, Gabriele Rettner-Halder, Eva-Maria Schädler, Dr. Helmut Schwager, Dieter Sommer, Lutz Taubert, Achim Weiss, Michael Westermann, Rolf Zöllner

Satz und Druck: CreAktiv komma München GmbH, Fürstenrieder Str. 5, 80687 München

Erscheinungsweise: Viermal jährlich Auflage: 6.200 Stück Gedruckt auf 100 % Recyclingpapier

Einem Teil der Auflage liegen die diakonia-Zeitung diaz sowie ein Überweisungsträger für Spenden bei.

Persönlich

Gertraud Fulmer (58), nahezu 39 Jahre als Erzieherin in der Evangelischen Kinder- und Jugendhilfe der Inneren Mission München in Feldkirchen tätig, hat von Bundespräsident Horst Köhler die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen bekommen.

Landrat Heiner Janik, der die Auszeichnung überreichte, sagte, Gertraud Fulmer habe mit ihrer Arbeit „höchst gefährdete Jugendlichen auf einen guten Weg gebracht, sie gestützt und gestärkt“. Janik wörtlich: „Vor allem haben Sie ihnen unendlich viel Zuwendung gegeben“.

Mit der Auszeichnung werde nicht nur das Lebenswerk einer

engagierten und um das Wohl junger Menschen besorgten Frau gewürdigt, hieß es bei der Verleihung. Die Verdienstmedaille sei auch eine „Anerkennung für die gesamte Arbeit der Evangelischen Kinder- und Jugendhilfe Feldkirchen“. Vor ihrem Eintritt in die Altersteilzeit war Gertraud Fulmer die dienstälteste Mitarbeiterin des kirchlichen Wohlfahrtsverbands.

In der Einrichtung in Feldkirchen im Osten von München werden 60 Kinder und Jugendliche betreut. Die Einrichtung wurde bereits 1853 als „Protestantische Rettungsanstalt“ gegründet, um „verwahrlosten und erziehungsbedürftigen Kindern Hilfe und Heimat zu bieten“, wie es in der Gründungsurkunde heißt.



Landrat Heiner Janik überreichte die Verdienstmedaille. Foto: Landratsamt



Mitbestimmung gehört zum heutigen Konzept der Erziehung im Feldkirchener Heim.

Fotos: Erol Gurian

Moderne Pädagogik fördert die Selbstständigkeit der Jugendlichen

„Du schaffst das schon“

Marcel sitzt allein auf der Stein-
treppe zum Innenhof, während die
anderen Kinder durch den Garten
toben. Der Achtjährige ist erst seit
sechs Wochen in der Evangelischen
Kinder- und Jugendhilfe in
Feldkirchen und braucht noch
Zeit, um sich zu integrieren.

Seine Betreuerin kommt aus
dem ehrwürdigen alten Bau, setzt
sich neben ihn und spricht mit
ihm. Ein vorsichtiges Lächeln
huscht über sein Gesicht. Er geht
mit hinein – jetzt ist Zeit für die
Hausaufgaben.

Seit mehr als 150 Jahren bereits
gibt es diese Einrichtung an der
Hohenlindner Straße. Nach dem
Vorbild des „Rauhen Hauses“ in
Hamburg gründete der Feldkirchener
Pfarrer Otto Schamberger 1853
die „Protestantische Rettungsanstalt“,
um verwahten und erziehungsbedürftigen
Kindern Hilfe und Heimat zu bieten.

Heutzutage leben 60 Kinder und
Jugendliche fest im Stammhaus
der Einrichtung und in Gruppen-
häusern in der näheren Umge-
bung. Die Zeit der großen Schlaf-
säle mit dreißig oder mehr Betten
ist längst vorbei: Jeweils neun Kin-
der – Jungen und Mädchen gemischt –
teilen sich eine großzügige

Wohnung, leben in individuell
eingerichteten Ein- oder Zweibett-
zimmern. „Wir wollen den Kin-
dern soviel Normalität wie mög-
lich bieten“, erklärt Achim Weiss,
Gesamtleiter der Einrichtung.

Betreuerinnen und Betreuer le-
ben gemeinsam mit den Jugend-
lichen in familienähnlichen Grup-
pen; die Kinder sollen lernen, mög-
lichst selbstständig zu werden. Ge-
setzlich formuliertes Ziel ist die
Rückführung ins Elternhaus: Ar-
beiten Eltern wie Kinder daran in-
tensiv mit, bleibt es in der Regel
bei einer Aufenthaltsdauer von
unter zwei Jahren.

Ausgewogene Ernährung

Die Tage beginnen nicht mehr –
wie einst – mit Haferbrei und
Quarkbrot im großen Speise-
saal, sondern mit einem gemütli-
chem Frühstück in der eigenen
Wohnküche. Der kleine Marcel
und der 13-jährige Andrej haben
heute Tischdienst in der Wohn-
gruppe „Leuchtturm“. Vor fünf
Jahren gab sich die Gruppe diesen
Namen und schmückte die Esszim-
merwand mit einem riesigen,
selbstgemalten Leuchtturm, rot-
weiß gestreift.

Was auf den Tisch kommt, be-
stimmen Marcel und seine acht
Mitbewohner selbst. Richtschnur
sind dabei Erkenntnisse für eine
gesunde und ausgewogene Ernäh-
rung sowie das Budget, das jeder
Gruppe zur Verfügung steht. Ein-
kaufen und andere Aufgaben im
Haushalt übernehmen die Jugend-
lichen nach einem gemeinsam
vereinbarten Plan. „Unsere Kinder
sind absolut fit in allen hauswirt-
schaftlichen Belangen“, sagt
Achim Weiss nicht ohne Stolz.

Nach dem Frühstück brechen
die jungen Bewohner auf in die
Schule oder zu ihrem Ausbildungs-
platz. Sie besuchen umliegende öf-
fentliche Schulen, was hin und
wieder auch Probleme mit sich
bringt: „Die meisten unserer Kin-

der haben Lern- und Leistungsstö-
rungen, fast die Hälfte hat einen
Schulrückstand von ein bis zwei
Jahren.“ Zudem funktioniert die
Integration von sozial benachtei-
ligten Kindern in Regelschulen
nicht ohne weiteres, was Anlass
für Diskussionen mit Schülern,
Lehrern und Schulleitern gibt.

Viele der Heimkinder müssen
mit traumatischen Erfahrungen
aus frühester Kindheit leben, die
Narben auf ihrer Seele hinterlassen
haben. So schildert es Kinderpsy-
chiatrin Dr. Marion Winnewisser,
die seit nahezu zwei Jahrzehnten
die Einrichtung betreut. Sie kommt,
wenn ein Kind durch besonders
aggressives oder selbstzerstörerisches
Verhalten auffällt, spricht mit dem
Kind und dem Pädagogen-Team.
Achim Weiss weiß die Hilfe der er-
fahrenen Psychiaterin sehr zu
schätzen: „Sie konnte durch ihre
treffsicheren Diagnosen schon oft
Schlimmeres verhindern“.

Zum Mittagessen kommen die
meisten Heimbewohner nach Hause.
Das Essen aus der hauseigenen
Großküche wird in den jeweiligen
Wohngruppen eingenommen. Da-
nach ist Lernzeit. Marcel beispiels-
weise hat heute Schwierigkeiten,
seine Hausaufgaben zu machen.
Er bittet seine Betreuerin um Hilfe:
„Das kann ich nicht“, jammert er
immer wieder. „Du schaffst das
schon“, meint die Pädagogin und
leitet den 8-Jährigen geduldig an.
Kollektive Nachhilfe bis hin zu in-
tensiver Einzelförderung gehören
heutzutage zum selbstverständli-
chen Programm am Nachmittag.

Trotzdem, so berichtet Achim
Weiss, seien manche Kinder aus
Verhaltens-, Konzentrations- und
Motivationsgründen nicht in der
Lage, selbst in kleinen Klassen zu
lernen. Das Heim versucht daher,
Beschulung im kleinsten Kreis hier
in der eigenen Einrichtung anzu-
bieten.

Diese individuelle Betreuung
und Förderung der Kinder und Ju-
gendlichen hat natürlich ihren

Preis: Für jeweils zwei Jugendliche
ist eine pädagogische Fachkraft
da. Ein Heimplatz kostet heute mit
137 Euro – pro Kind und pro Tag.
Noch in den 60er Jahren waren für
25 Kinder zwei Betreuer da; mehr
Personal ließ sich von den monat-
lich 105 Mark auch gar nicht fi-
nanzieren, die das Jugendamt
zahlte.

Freilich gab es in dieser Zeit
auch zahlreiche Spenden, ohne die
der Betrieb gar nicht hätte auf-
recht erhalten werden können.
Ganze Dekanate versorgten das
Heim in dieser Zeit beispielsweise
mit Eiern und Fett.

Nach der Lernzeit schwärmen
die Jugendlichen wieder aus, trei-
ben Sport in umliegenden Verei-
nen, besuchen Freunde oder ma-
chen einen Stadtbummel. „Die tun
das, was Jugendliche eben so ma-
chen in diesem Alter“, sagt Achim
Weiss. Auch hier gehört es zum pä-
dagogischen Prinzip, so viel Nor-
malität wie möglich zuzulassen –
und gleichzeitig behutsam Gren-
zen zu setzen.

Regeln sind individuell gefasst,
von Gruppe zu Gruppe, von Kind
zu Kind unterschiedlich. Obwohl
die Jugendlichen dies oft als un-
gerecht empfinden – und diese In-
dividualität auch für die Pädagogen
schwierig durchzusetzen ist, bleibt
sie für Weiss trotzdem die beste Lö-
sung: „Unser Haus und unsere Pä-
dagogik passen sich den Kindern
an, nicht umgekehrt“.

Klare Konsequenzen nötig

Was früher teilweise drakoni-
sche Strafen und Demütigungen
nach sich zog, ist heutzutage mit
Ruhe und klarer Konsequenz gere-
gelt. Wenn Marc beispielsweise
nicht kommt, obwohl er abends
für den Kochdienst in der Gruppe
eingeteilt ist, wird Pizza bestellt –
auf seine Kosten. Und ist das Zim-
mer nicht aufgeräumt, wie es ver-
abredet war, fällt der Fernseh-
abend aus.

Wenn auch das nichts hilft,
räumt jemand aus dem Team das
Zimmer auf – natürlich gemein-
sam mit dem Jugendlichen. Da ist
dann genügend Zeit, um über das
Verhalten zu sprechen und nach
einer besseren Lösung fürs
nächste Mal zu suchen.

Bei häufigeren Verstößen wer-
den die Zügel immer straffer ange-
zogen. Oftmals reicht es dann,
wenn die Pädagogen nur Fragen
stellen: Was willst Du hier? Und
worauf wollen wir gemeinsam hin-
aus? Viele Kinder sehen dann ihre
Fehler ein.

Richtet ein Heimkind einen ma-
teriellen Schaden an, legt das
Heim sehr viel Wert darauf, dass
der Schuldige diesen auch selber
wieder abarbeitet. Wird etwa ein
Ladendiebstahl bekannt, muss der
Täter mit seinem Betreuer zurück
ins Geschäft. Dort entscheidet
dann der Ladenbesitzer, was weiter
passiert: Von einer Entschuldigung
bis zur Strafanzeige mit Hausver-
bot ist alles drin. Der Schaden
muss in jedem Fall ersetzt werden.
Achim Weiss: „Das sind Regeln,
die das Leben vorgibt; da wird nie-
mand verschont“.

Gemeinsames Gruppengespräch

Doch Strafen stehen nicht im
Fokus der Pädagogen: Die Teams
arbeiten ressourcenorientiert, nicht
defizitorientiert. Wurden Bettnä-
ser noch in den 60er Jahren zum
Gespielt der anderen Kinder mit
dem nassen Laken durchs Haus
geschickt, so bekommen Kinder
mit diesem Problem heute psychia-
trische Begleitung. Achim Weiss:
„Wir unterstützen dann eher mit
Belohnungen und helfen, die Stö-
rung zu überwinden.“

Damit alle Bewohner der Wohn-
gruppen zumindest einmal am
Tag zusammensitzen, wird abends
gemeinsam gegessen. Den Speise-
plan bestimmen die Jugendlichen
wieder selbst. Und was später im
gemeinschaftlichen Wohnzimmer
passiert, beschließt auch die Grup-
pe. Sinnloses Zappen und Streite-
reien – wie in vielen Familien oft
üblich – gibt es dadurch nicht
mehr.

Jeden Donnerstag steht das
Gruppengespräch an: Darin legen
die Kinder gemeinsam fest, was sie
in der kommenden Woche kochen,
was in der Freizeit passiert, welche
Filme sie schauen, wie die allge-
meine Ordnung funktioniert und
an welcher Stelle sie neue Regeln
verhandeln müssen. Die Pädago-
gen moderieren und greifen nur
dann ein, wenn die Gruppe bei ei-
nem Problem nicht weiterkommt.

„Mitbestimmung ist bei uns
ganz entscheidend, wir wollen die
Kinder zu selbstständigem, eigen-
verantwortlichem Handeln erzie-
hen“, erläutert Achim Weiss das
Konzept des Heims.

Auch wann der Tag für die
Heimbewohner endet, wird indivi-
duell abgesprochen. Die Zeiten, in
denen Punkt acht Uhr alle mucks-
mäuschenstill im Bett liegen muss-
ten und jeder bestraft wurde, der
danach noch redete, sind jeden-
falls lange vorbei.

Susanne Nusser



„Wir wollen den Kindern soviel Nor-
malität wie möglich bieten“: Achim
Weiss, Gesamtleiter der Evangeli-
schen Kinder- und Jugendhilfe.



Kunst- und Beschäftigungstherapie helfen, Wunden zu heilen.

Foto: ho